waltung darstellt, dem Sowjet aber verantwortlich ist. Hinter dem Sowjethaus hat sich in einem großen alten Naturgarten das gesmate Dorf versammelt. Mit Kindern. Zwischen den Dorfbewohnern lagern viele Soldaten, vor allem Aviatiker. Büchsensammlung. Aufschrift: „Unsere Antwort an Chamberlin; Freiwillige Beiträge zur Erbauung eines Luftgeschwaders „Abbruch" für die Verteidigung der USSR". Selbst in diesem armen Dorf sind die Büchsen schnell voll. Heute ist große Feier. Die fünfzigste Luftschifferabteilung wird Chef des Dorfes, das vielleicht früher unter dem Protektorat irgendeiner Prinzessin stand. Die Leute in solchen Fällen bei der Uebernahme einen silbernen Humpen. Die Luftschiffabteilung hingegen übernimmt als Chef des Dorfes die kulturelle Bildung und die militärische Ausbildung der Bewohner zur Verteidigung des Landes. Viele Reden werden gehalten. Der Vorsitzende des Dorfsowjets betont, daß die Rote Armee der massengeübte Teil der werktätigen Bevölkerung ist. Die Abteilung betrachtet es als eine große Ehre, dem Dorf helfen zu können. Man werde sich gemeinsam politisch fortbilden, kulturelle Vorträge sollen gehalten werden, das Orchester werde zur Belustigung und Erheiterung dienen. Männer, Frauen und Kinder werden lernen, wie man den Angriff englischer Luftschiffe abwehren könne. Bauern beteuern, daß sie sofort die Ernte verlassen werden, um die Sowjetrepublik und ihre Führer zu verteidigen. Die Versammlung erhebt sich jubelnd, die Kapelle spielt die Internationale, die elektrische Beleuchtung des Gartens, die neue Errungenschaft, glänzt auf. Drei Stunden sind indessen vergangen. Ohne Ermüdung, ohne Essen und Trinken haben alle Teilnehmer der Feier gefolgt. Als Nachfeier Theatervorstellung, gespielt von Soldaten und Bauern. Ein großer nationalisierter Saal mit elektrischer Beleuchtung und Bühne. Ganz überfüllt. Jeder Gang, jede Tür dicht besetzt. Orchesterspiel. Vorhang. Der junge Bauer geht freiwillig zur Roten Armee, die Eltern sind Gegner der Sowjetmacht, lassen sich aber gerade durch die Taten und Handlungen ihres Sohnes bekehren Es wird sehr gut gespielt. Man merkt, daß das Theater Stanislawskis nur eine Steigerung ursprünglicher schauspielerischer Begabung des russischen Volkes ist. Ende der Vorstellung ein Uhr. Die Soldaten ziehen zum Lager, singend, der Mond liegt spielerisch über dem Bug. Die Dorfbewohner stehen vor ihren kleinen weißen Hütten. Die Nachbarn sprechen eifrig noch weiter über Politik und Krieg.

—⊡—

Wie die alten Indianer schrieben

Vor nicht langer Zeit wurde von der Ausgrabung einer längst untergegangenen indianischen Stadt berichtet. Ueber das Leben und Treiben jenes ausgestorbenen Volkes legen die zahlreichen vorgefundenen Urkunden Zeugnis ab, die wohl wert sind, einer näheren Betrachtung unterworfen zu werden.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas befand sich Mexiko in einem eigenartigen, hochentwickelten Kulturzustande, der dem altägyptischen würdig an die Seite gestellt werden kann. Mächtige Pyramiden, Tempel, Paläste und Verteidigungsbauten ragten in die Luft. Eine wohldurchdachte Staatsverfassung hielt das Reich zusammen. Mit Hilfe der mexikanischen Hieroglyphen wurden wissenschaftliche Aufzeichnungen gemacht. Die Schriftzeichen waren eine reine Bilderschrift, durch welche man die darzustellenden Gegenstände direkt nachbildete oder durch feststehende symbolische Zeichen ausdrückte. Diese Hieroglyphen malte man auf Papyrus und Häute oder sie wurden in Steinplatten, welche in die Wände der Tempel eingefügt wurden, gemeißelt. Obwohl die Bilderschrift der Rothäute jeder Lautbezeichnung entbehrt, so besaßen die Indianer doch genügend Uebung, um mit Sicherheit den Inhalt der rohen Bilderschriften ohne mündliche Erklärung des Ueberbringers verstehen zu können. Als Familienzeichen wählten die Stammväter der Indianer gewöhnlich Tiernamen. So war z. B. das Zeichen des Häuptlings Wabedatunkas, was so viel als „Schwarzer Hund" heißt, ein Hund, als Namensdarstellung gezeichnet. In dieser eigenartigen Schrift haben die Indianer ihre ganze Lebensgeschichte, ihre Abenteuer und Kriegszüge etc. aufgezeichnet. Interessant sind auch die heiligen Schriften der Rotjäute, welche in rot, blau, grün und gelb gemalter Bilderschrift die religiösen Lehren der Priester enthalten. Durch Kriege und Krankheiten brach das Verhängnis des Indianervolkes herein, das sie teilweise vernichtete, worauf auch ihre Schrift in Vergessenheit geriet. Jetzt graben vom Wissensdurst beseelte Männer die Urkunden jener längst vergessenen Zeit aus und suchen der Bilder dunklen Sinn zu erforschen.

—⊡—

Dumas Honora...

Alexander Dumas bekam seine Romane meistens nach Zeilen bezahlt. Deshalb setzte er sich eines Morgens an seinen Schreibtisch und begann ein neues Stück in folgender Weise:

„Kind!"
„Mutter?"
„Hör' mal!"
„Was ist denn?"
„Schau hierher!"
„Dieser Dolch da?"
„Ja, was siehst du darauf?"
„Blutflecke!"
„Richtig. Und weißt du, wessen Blut das ist?"
„Nein, Mutter, sag es mir!"
„Von deinem Vater!"
„O, ver—dammt!"

Nachdem Dumas diese Zeilen geschrieben hatte, legte er die Feder hin, rieb sich die Hände und sagte in selbstzufriedenem Tone: „Großartig, großartig! Damit habe ich wieder ein Frühstück verdient!" Dann stand er auf, nahm seinen Hut, begab sich in ein benachbartes Restaurant und bestellte sich ein üppiges Mahl.

Es versteht sich von selbst, daß der Verleger auf die Dauer von einem Zeilenhonorar nichts wissen wollte. Er schlug daher dem Autor ein Silbenhonorar vor. „Ausgezeichnet," erwiderte Dumas und in seinem nächsten Roman ließ er eine stotternde Hauptperson auftreten. „Ja, das geht nicht," bemerkte der Verleger, nachdem ihm Dumas einige Kapitel vorgelesen hatte. „Auf diese Art kann ich mit ihrem Buch nicht genug verdienen, um ein Stück trockenes Brot zu kaufen. Wir müssen eine andere Regelung treffen." „Auch gut" meinte Dumas, der die Nachgiebigkeit in Person zu sein schien. „Wie wäre es, wenn ich Ihnen ein festes Honorar bezahlte?" — „Darüber läßt sich reden." Nach einigem Handeln wurden beide einig.

Noch am selben Abend ließ Dumas einen Dachziegel auf den Kopf seines Stotternden fallen, der an den Folgen der Verletzung starb, sodaß der Roman abgeschlossen werden konnte.

—⊡—

Am Ausguck

Die älteste in Deutschland bekannte Tabakspfeife.

Die älteste in Deutschland bekannte Tabakspfeife besitzt der Fabrikant Dobert in Duderstadt im Eichsfelde. Die Pfeife ist aus hartem, anorrigem Holz, vermutlich Rosenholz, geschnitzt und besteht aus vier Teilen. Sie hat eine Länge von 20 Zentimetern und ist deshalb wohl als sogenannte kurze Pfeife anzusprechen. Oben am Pfeifenrohr sitzt ein kleines verlängertes Aststückchen, das als Mundstück verwendet wurde. Sechs schön geschnitzte Köpfe verzieren die einzelnen Pfeifenteile. Außerdem ist die Jahreszahl 1602 eingeschnitzt.

Unser wurmstichiges, dunkel gebeiztes Pfeifchen hat eine interessante Geschichte. Ihr erster Besitzer war der „tolle Christian", Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Celle. Dieser schmauchte daraus den ersten, von ihm selbst zu Rechtenfleth gezogenen Tabak. Während des dreißigjährigen Krieges verschenkte Herzog Christian sein Pfeifchen, aus Dankbarkeit für gewährtes Obdach, einem Wesermarsch-Bauern, in dessen Familie das Andenken jahrhundertelang verblieb. Kurz vor dem deutsch-französischen Kriege erwarb der bekannte Marschendichter Hermann Allmers (gestorben am 9. März 1902 zu Rechtenfleth bei Bremen) das Erbstück und hielt es besonders in Ehren. Allmers vermachte es seinem Freunde, dem oben erwähnten Fabrikanten. Vermutlich hat die Tabakspfeife inzwischen wieder ihren Besitzer gewechselt oder ist einem niedersächsischen Museum zur Aufbewahrung übergeben worden.

Ein Fund aus der Urzeit.

Bei Sidney wurden vor einiger Zeit in Hartsandstein der Triasperiode Abdrücke eines 3 Meter langen Amphibiums gefunden, und zwar in Gestalt ausgehöhlter Mulden, in denen nach Zersetzung des Körpers die Knochen des vor ungezählten Jahren hier begrabenen Tieres sich abgedrückt haben. Von diesen Abdrücken will man jetzt Gipsabgüsse nehmen und daraus ein Skelett des Urweltlers rekonstruieren. Die Abdrücke sind von Professor Watson und Dr. Dunstan aus Sidney untersucht und als solche eines zur Gruppe der Stereospondylen gehörenden Labyrinthodonten festgestellt. Man kennt schon seit rund hundert Jahren einzelne Teile dieses Sauriers, doch ist sonst nur noch ein einziges ganzes Skelett erhalten, das sich im Naturgeschichtlichen Museum in Stuttgart befindet und dadurch auszeichnet, daß bei ihm — ein seltener Fall — der Schädel noch mit dem Knochengerüst in fester Verbindung steht.

Die Entstehung der Restaurants.

Das Alter der Gasthäuser läßt sich nicht feststellen. Es scheint, als ob es solche immer gegeben hat. In der Antike bereits werden Gasthäuser erwähnt, die wahrscheinlich entstanden sind aus dem immer üblichen Gastrecht und der Gastfreude, die es früher mehr als heute gegeben hat. Zur Entlastung der von bekannten Reisenden besuchten Familien wurden die offiziellen Gasthäuser errichtet und zu einem Erwerb, als der Verkehr größeren Umfang annahm. Die besseren Gaststätten aber, die Speisehäuser, die kein Nachtlager gewährten und die auch in Deutschland immer noch als Restaurants bezeichnet werden, sind sehr späten Ursprungs. Sie stammen aus Frankreich, wo im Jahre 1766 sich das erste Restaurant auftat, das mit seiner für damalige Begriffe luxuriösen Einrichtung überraschte und Zuspruch fand. Diese Einrichtung breitete sich sehr schnell über ganz Europa aus. In Deutschland wird das erste Restaurant bereits im Jahre 1802 erwähnt. Es wurde in Berlin errichtet und nach dem Pariser Vorbilde geleitet.

Ein eigenartiges Museum.

Der Rat der Stadt Huelva, von der aus Christoph Kolumbus seine kühne Fahrt antrat, hat beschlossen, die Karavelle „Santa Maria" welche Kolumbus s. Zt. als Flaggschiff diente, in einer genauen Nachbildung wiedererstehen zu lassen. Die neue „Santa Maria" soll gegenüber dem Kloster La Rábida verankert werden und als ständiges Kolumbus-Museum dienen. Der Plan ist in Huelva mit größter Begeisterung aufgenommen worden.

×

Walfischversammlungen.

Allenthalben werden Kongresse und Konferenzen abgehalten. Warum sollen nicht auch die Walfische dem Zuge der Zeit folgen? — Reisende eines in Portland einlaufenden Dampfers berichten, daß sie auf derartig große Ansammlungen dieser Tiere gestoßen seien, daß das Schiff gezwungen war, einen Umweg zu machen und einen Kurs zu nehmen, der nicht durch diese Riesensäugetiere versperrt wurde. Die Meldung überrascht umsomehr, als man zu hören gewohnt ist, daß die Wale dank der Abschlachtung durch die Walfischfänger im raschen Abnehmen begriffen sind.

gw.

—⊡—

Büchertisch

„Die Zugspitze." Illustrierte Reise- und Alpenzeitschrift. Verlag München, Theresienstraße 30. Einzelnummer 60 Pfg. Das soeben erschienene Heft 4 dieser schmucken Alpenzeitschrift ist diesmal nach dem Satz: „Wer vieles bringt — wird jedem etwas bringen" zusammengestellt. So wird der Naturwissenschaftler mit Interesse den reichbebilderten Aufsatz „Aus der Geologie der Mieminger-Wetterstein-Alpen" von Bergdirektor Landgraeber verfolgen oder von dem bekannten ehemaligen Bergwachtarzt Dr. Frankau gerne „Aerztliches und Anderes um die Zugspitze" hören. Für den Historiker und Freund alter Volkssitten ist die Geschichte der Porta Claudia „Wenn Mauern sprechen" von H. Koeppen und die hübsche Plauderei „Tänze im Partnachtal" von Fritz Müller-Partenkirchen. Der Bergfreund und Tourist aber wird aufmerksam die Ausführung des Innsbrucker Schriftstellers Dr. Herb. Stifter verfolgen, der das österreichische Problem der Bergbahnen unter dem Titel „Belebte oder unbelebte Berge" trefflich beleuchtet. „Im Lift zur Zugspitze" ist das neueste Projekt für eine Bahn auf bayerischer Seite. Ein illustrierter Aufsatz „Wochenend im Gebirge" zeigt die zweckmäßige und billige Anlage hübscher Ferienhäuser. Tourenbeschreibungen aus der Gegend Lermoos, eine reizende Novelle „Der Juchezer" und eine geistreiche Plauderei des bekannten Reporters Karl Rabe, vervollständigen das reichhaltige Heft, welches Interessenten vom Verlag kostenlos als Probeheft zugesandt wird.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 31 Mittwoch, 3. August 1927

Eine eintägige Wanderung ins westliche Sauerland

Wer kennt noch nicht das reizvolle Volmetal? Dies in seinen schönsten Teilen samt 2 Talsperren an einem Tage kennenzulernen, fahren wir diesmal mit Sonntagskarte bis Hagen. Vom Hauptbahnhof aus benutzen wir dann noch bis Eilpe die Straßenbahn, die wir am Eilper Postamt verlassen, um von hier auf der Hauptwanderstrecke 6 des Sauerländischen Gebirgsvereins zunächst durch die Selbeckerstraße, dann allmählich aufwärts auf den Eilperberg und weiterhin wieder abwärts ins Volmetal zu wandern. Reizend liegt das kleine Dahl vor uns, das wir nach 2¼ stündiger Wanderung erreichen. Nun bleiben wir gut 2¾ Stunden immer der Volme treu, wenngleich unsere schmalen Pfade auch oft hoch über die Westhänge des romantischen Flüßchens führen. Wir berühren dabei Priorei mit der uralten Priorlinde, in deren Geäst eine ganze Tischrunde Platz findet, dann die beliebte Sommerfrische Rummenohl, weiter oberhalb Dahlerbrück und endlich Schalksmühle. Wundervolle Ausblicke haben wir genossen und immer anders, immer schöner wurde der enge Taleinschnitt selber. In Schalksmühle verlassen wir die Hauptwanderstrecke 6 und halten uns dafür 1½ Stunde lang an die Nummer 20. Am lieblichsten ist wohl unterwegs das Bild der kleinen Glörtalsperre, deren Waldfrieden und Spiegelglätte uns für den weiteren Feldweg nach Breckerfeld und die halbstündige Landstraße dahinter entschädigt. Schon in Breckerfeld wenden wir uns von der Hauptwanderstrecke 20 ab und erreichen auf der Wörder Landstraße in halbstündigem Marsche in Delle die 3. Wanderstrecke dieses Tages mit der Nummer 3. Wem die 3 Stunden Wegs nordwärts bis Hagen zuviel sind, kann an der Hasper Talsperre Schluß machen und von dort aus die Kleinbahn bis Haspe und weiter die Straßenbahn oder Eisenbahn nach Hagen benutzen. Von Delle aus bis zur Hasper Talsperre, die gleichfalls im schönsten Grün gebettet liegt und zu stärkender Rast einlädt, ist es gerade eine Stunde. Die restlichen 2 Stunden bis zum Hagener Stadtgarten über Egge und dann durch den prächtigen Hagener Stadtwald, an der Waldlust vorbei, bieten noch manche schönen Fernblicke und manch feines Plätzchen der Rast am Wald- oder Wiesenrande.

Es läßt sich die Wanderung auch sehr schön umgekehrt ausführen, also am Hagener Stadtgarten beginnen und in Dahl im Volmetal beschließen, wodurch im ganzen nur 7½ Wanderstunden herauskommen. Von Dahl aus, wohin es auch Sonntagskarten gibt, läßt sich dann die Rückfahrt mit der Eisenbahn antreten.

Für diese Wanderung wird nur Blatt Hagen der Sauerlandkarte 1:50 000 vom Sauerland-Verlag zu Iserlohn benötigt.

—⊡—

Mittelalterliche Luxusgesetze

Von Emil Stein.

Jede Zeit wirtschaftlicher Blüte hat Wohlleben und Luxus im Gefolge gehabt. So war es auch im deutschen Mittelalter zur Blütezeit der Hansestädte. Wie schon in früheren geschichtlichen Epochen, so sehen wir auch in dieser Zeit, daß Stadt und Staat den Kampf aufnehmen gegen den stark um sich greifenden Luxus. Das geschah vor allem durch Kleiderverordnungen und Beschränkungen des Aufwandes, der in Essen und Trinken, besonders bei allen erdenklichen Anlässen, getrieben wurde.



Burg Schnellenberg bei Attendorn

Eine Frankfurter Verordnung vom Jahre 1356 verbietet Männern und Frauen das Tragen jeden Schmuckes, nur der Ehering war erlaubt. Der Schnitt der Kleidung war amtlich festgelegt, sogar die Farbe der Schuhe. 1453 verbot man den Dienstboten das Tragen von gefärbten Schuhspitzen oder Schnäbeln. 1458 wäre es beinahe zu einem Aufruhr der Schneidergesellen gekommen, die allen Verboten zum Trotz nun einmal verschiedenfarbige Schuhe, den einen weiß, den andern schwarz, tragen wollten. In Ulm waren Schnabelschuhe nur den Rittern gestattet. Eine Rothenburger Kleiderordnung von 1398 verbot sogar das Schleiertragen. Die Regensburger Kleiderordnung differenzierte die sozialen Unterschiede durch die Kleidung aufs peinlichste. Da war genau festgelegt, was der Adel trug, was der Ratsherr und die ratsherrliche Weiblichkeit, was die gewöhnlichen Bürger und was das Gesinde zu tragen hatte. Selbst die Anzahl der Kleider, die jeder Stand besitzen durfte, war vorgeschrieben. Sogar die Länge der Schleppen regelte sich nach dem sozialen Stande. Aber nicht nur den Kleiderluxus, auch den Tafelluxus bekämpfte man durch behördliche Erlasse. In Nürnberg wurden „köstliche Mahlzeiten und Gastungen" gänzlich verboten. Bei Einladungen im Kreise von Verwandten oder Freunden durften nicht mehr als vier Gänge aufgetragen werden, darunter höchstens ein Braten. Wild und Geflügel waren verboten. Die Zahl der Hochzeitsgäste war auf 24 beschränkt. Bei vornehmen Hochzeiten durften mittags nur sechs Gänge und abends nur fünf serviert werden. Bei Hochzeiten „des gemeinen Volkes" war die Höchstzahl der Gerichte mittags fünf ,abends vier. In Lüneburg, wo immerhin zu Hochzeitsessen noch die ganz respektable Anzahl von dreißig Gerichten gestattet war, wurde amtlich verordnet, daß nicht mehr als vier Spaßmacher zur Unterhaltung zugezogen werden durften. In Nürnberg wurde durch eine Ratsordnung von 1340 angeordnet, daß das Hochzeitsmahl erst 14 Tage nach der Hochzeit stattfinden dürfe. Der hohe Stadtrat nahm wohl an, daß, da die erste Freude nun schon vorüber, auch der Appetit nicht mehr so groß sei. Uebrigens war diese merkwürdige Verordnung nur zwölf Jahre in Kraft dann wurden wieder bescheidene Gastmahlzeiten am Hochzeitstage selbst gestattet. Wer übrigens doch ein üppiges Hochzeitsmahl abhalten wollte, der ließ seine Gäste einfach in ein Kloster kommen. Dort konnte nach Herzenslust geschmaust werden, weil die weltliche Behörde — keinen Zutritt hatte. Auch die Taufeien bei Kindtaufen und Leichenmählern wurden stark beschränkt. Eine Augsburger Verordnung führte darin die Bestimmung: „Nach Ende dieser Schmäuse sollten die geistlichen Herren keinen Lärm schlagen und nicht ungebührlich laut lachen, wenn sie nach Hause gehen."

—⊡—

Der Sternenhimmel im August 1927

Von Max Valier.

Zu Anfang des Berichtsmonats erfolgt der Sonnenaufgang um 4 Uhr 30 Min., der Sonnenuntergang um 19 Uhr 45 Min., gegen Monatsende aber erst um 5 Uhr 15 Min., bezw. schon um 18 Uhr 45 Min. Die Tageslänge verkürzt sich danach von 15¼ auf 13½ Stunden. Die Dauer der zu feineren astronomischen Beobachtungen verwertbaren volldunklen Nachtstunden verlängert sich aber sogar um 2¼ Stunden, da die Zeit der astronomischen Dämmerung von 2 Stunden 25 Min. auf 1 Stunde 55 Min. abnimmt, während die bürgerliche Dämmerung von 50 auf 43 Minuten sinkt. Dabei sind die Nächte noch mild und lau und laden förmlich zur Himmelsbeobachtung ein.

Blicken wir gleich zu Monatsbeginn eine gute Stunde nach Sonnenuntergang zum Himmel, um das Auftauchen der ersten Sterne zu beobachten, dann sehen wir in mäßiger Höhe über Westen zuerst Venus als herrlich strahlenden Abendstern aufflammen. Sie erreicht am 5. August die Stellung ihres theoretisch höchsten Glanzes, indessen schon gegen die Monatsmitte verkürzt sich ihre Sichtbarkeitsdauer sehr, bis sie in den Strahlengarben der Sonnenscheibe endgültig verschwindet. Tief über Westsüdwest, links von Venus, blitzt als erster Fixstern dieser Gegend Spica, der Hauptstern der Jungfrau auf, während senkrecht über diesem in mäßiger Steilheit der feurig lohende Arkturus thront. Tief über Südsüdwest aber erkennt man leicht Antares im Skorpion und rechts über ihm den ebenfalls sehr hellen Planeten Saturn, dessen Glanz aber bereits merklich schwindet. Im Scheitelpunkt des Himmels, eigentlich als zweiter Stern, der nächst Venus überhaupt sichtbar wird, blitzt Wega in der Leyer auf. Da der Sternhimmel sich im selben Sinne vorwärts dreht, wie die Nachtdunkelheit immer früher eintritt, so verändert sich das Bild des Himmels der Dämmerung, bis auf die Verkürzung der Sichtbarkeit der Venus, den ganzen Monat hindurch nur wenig.

Erheben wir dagegen unsere Blicke zu Monatsanfang um 11 Uhr, zur Monatsmitte um 10 Uhr und am Monatsende um 9 Uhr zum bestirnten Firmament ,so finden wir die Fixsternbilder in der nachstehend beschriebenen Stellung: Das ganze Nordwestfeld erfüllt das ungeheure Bild des Großen Bären, der mit seinen Pranken förmlich am Horizont steht. Ueber Westen reckt sich, steil erhoben, die Riesenfigur des Bootes mit Arkturus als Hauptstern, der sich schon tiefer zu neigen beginnt. Links von den oberen Sternen des Bootes zwängt sich die nördliche Himmelskrone in den Raum zwischen Herkules und Schlangenhaupt, während der mächtige Schlangenträger das tiefere Südwestfeld mit seinen Sternen erfüllt. Genau im Südwesten aber geht eben Antares im Skorpion unter und mit ihm auch Saturn, der den dämonischen Sternenbogen dieses Bildes machtvoll krönt. Blicken wir nun genau gegen Süden, so finden wir dort rechts vom Meridian die hellen Sterne des Schützen, links den Steinbock tief am Horizont, in mäßiger Höhe den Adler und wieder links den kleinen Delphin am Rande der Milchstraße, steil zu Häupten endlich die Leyer und das gewaltige Kreuz

Erscheint ... Sonder... „Sport... „Illust... „Blick... Bezugspr...

Nr. 1...

Märchen...

Die ... verwaist. ... polungsr... der Dr. ... n Berlin ... zunehmer ... Linetta ... Woche ihr ... zurück ... kettsta... den allerg... den 10. ... er und ... Verfassu... gegen ha... den.

Im ... Berner ... verlässig ... außenmi... n Genf ... Deutsch... kin wird. ... Ereseman... mit Brian... en der W... auf Räum... denheit zu ... wird man ... werden, in... und k... die Po... wünsche ob... einde... bisher nic... jetzt endlic... man sich au... Haltung D... des Völker... en einzun... englischen ... mehr darü... troffkommis... keit treten

Unsere... tische Pol... fehlen me... nahme bes... entwurf ... scheint, hab... günstiger ... nahme des ... ohne jeden ... auf die deu... Eindruck ge... daß Herr G... der Deutsch... Formulierun... fungsänderu... Ansicht der ... sung hat. ... bleiben kön... klar gegen d... vielleicht sch... hier treten, ... Mißhandlung

Entgegen... jedoch mitte... Simonette ... Reichspräsid... steht, da el... kommt. Ma... entsprechend ... gene zu beg... bestreikt wor... im Einverne... werden. Ein... schon deshalb ... kanntlich Sad...

25 engl... mit ihren Beh... nach Deutsc... der kommende... stücke in Hamb... gelen werden. ... Dramatischen ...

der Tarwans, und über dem Scheitel noch darüber den Kopf des Drachen, der sich aus dem Raum zwischen großem und kleinem Bären hervordrängt, und links von diesem Cepheus. Das Südostfeld aber läßt gerade zur Stunde den tiefsten südlichen Stern erster Größe, der in unseren Breiten jemals sichtbar ist, auftauchen, Fomalhaut im südlichen Fisch. Ueber ihm findet man den Wassermann und über diesem Pegasus. Ueber Osten aber kommen die Fische herauf, nachdem ihnen Widder und Dreieck, diese kleinen Bildchen, schon vorangegangen sind. In schöner mittlerer Höhe ruht liegend Andromeda, während links von ihr über Nordost aufsteigend Perseus den Rand der Milchstraße ziert, in deren Mitte man leicht das blinkende große lateinische W der Cassiopeja findet. Als Zeichen des nahenden Winters aber steigt über Nordosten in blitzendem Glanze die schone Capella im Fuhrmann langsam auf, sie, die selbst in ihrer tiefsten Stellung nie ganz verschwindet.

Von den Planeten kann Merkur einige Tage vor und nach dem 10. August verhältnismäßig günstig am Morgenhimmel beobachtet werden. Er geht am 8. durch seine größte westliche Sonnenausweichung und erscheint uns daher um diese Zeit als eine halbgefüllte Kreisscheibe, wie der Mond im Viertel, wenn wir ihn mit mindestens 60 mal vergrößernem Fernrohr betrachten. Nach diesem Tage wird seine Scheibe kleiner, aber voller. Man findet Merkur besonders leicht, etwa 1½ Stunden vor Sonnenaufgang, am 11. August, weil er an diesem Tage mit den bekannten Fixsternen Castor und Pollux auf einer geraden Linie steht, die hoch senkrecht über ihm thronen. Von Venus haben wir bereits berichtet, daß ihre Sichtbarkeitsdauer als Abendstern abnimmt. Trotzdem ist gerade deswegen ihre Beobachtung so überaus interessant, weil sie zugleich zur immer größeren aber immer schlankeren Sichelgestalt anwächst, die schon im sechs- bis achtmal vergrößernden Feldstecher deutlich erkennbar ist. Mars ist im August in den Strahlenfittichen der Abendsonne so gut verborgen, daß nur der geübte Kenner seines Ortes ihn in der hellen Dämmerung findet. Seine Beobachtung im Fernrohr ist jedenfalls unlohnend. Dagegen sind die Sichtbedingungen für den Riesenplaneten Jupiter im Berichtsmonat die denkbar günstigsten. Er ist der unvergleichlichste, königlich strahlende Stern über Südosten, der den Mitternachtshimmel, dort aufsteigend, beherrscht. Schon der Feldstecher gestattet, das reizvolle Spiel seiner vier großen Monde zu beobachten. Auch der ringgegürtete Saturn ist am Monatsanfang noch bis 11 Uhr, gegen Monatsende bis 9 Uhr im Skorpion über Südwest zu finden, wenn auch schon etwas tief in den Dünsten. Uranus und Neptun sind für kleine Fernrohre niemals lohnende Objekte gewesen.

Von sonstigen Beobachtungen im Berichtsmonat verdient besonders der bekannte Sternschnuppenschwarm der Perseiden hervorgehoben zu werden, der in der Laurentiusnacht am 10. August gewöhnlich seinen Höhepunkt erreicht. In diesem Jahre aber wird die Sichtbarkeit der Schnuppen freilich sehr durch den zunehmenden Mond zu leiden haben, da gerade am 5. das erste Viertel, am 13. der Vollmond eintritt.

Vom Wirtshausschild zur Beleuchtungsreklame

Romantische und neuzeitliche Reisebilder

von Leonhard Teichander.

Peter Rosegger lobt die gute alte Zeit, wenn er hervorhebt, daß er die Orte, die er zu Fuß auf gemütlicher Wanderung erreicht habe, wirklich kenne. Der Mensch, der den Kulturfortschritt preist, rühmt sich, mit der Schnelligkeit seiner Autos in kurzer Zeit sehr viele Dörfer und Städte berührt zu haben. Wollen wir Wert gegen Wert abmessen oder jedes seine eigenen Vorzüge haben lassen, die nicht miteinander vergleichbar sind? Wir können noch heute nach Art der Wanderburschen die Landstraße entlang ziehen und uns goethisch nach des „Ueberdachs Schatten" sehnen, das uns durch ein Aushängeschild als wirtliche Gaststätte gekennzeichnet wird. Da schaukelt ein Krug im grünen Kranze oder eine blecherne Weintraube, ein Römer ragt hervor oder die verschlungenen Seiten zweier Dreiecke. Die Betrachtung allein dieser Wirtshausschilder läßt eine ganze Reihe alter anmutiger Reisebilder vor uns entstehen. Die Postkutsche kommt daher, der Postillon knallt mit der Peitsche, die Pferde trappeln, Schwager tönt



Der preisgekrönte Entwurf des neuen Messehauses Petershof in Leipzig.

ins Horn; der spitzwegisch beschürzte Wirt tritt unter sein Schild, er nimmt sein Samtkäppchen ab; das anmutige Wirtstöchterlein mit dem Mieder steht beiseite; es errötet, da eine Werthertigur der Postkutsche entsteigt. Bei kurzer Rast tritt vielleicht eine dralle Magd oder die geschäftstüchtige Frau Wirtin vor die Tür mit kühlender Kanne auf zinnernem Teller.

Heut flammen Lichter. Es ist nicht nur der Pariser Eiffelturm mit hunderten und aber hunderten von elektrischen Glühbirnen übersteckt, die den Namen der Citroen-Autos hinausfunken unter einem sprühenden Leuchtregen, es dreht sich nicht nur die Zigaretten-Reklame, es perlt nicht nur das Sektprickeln in elektrischem Leucht-Auf-und-Ab, es rollt das Glühbirnen-Nachrichtenband an den Dachrändern besonders weithin sichtbarer Gebäude. Ein Zug zur Bewegung heut im Gegensatz zur behaglichen Ruhe von einst. Und unter den Beleuchtungsankündigungen nimmt das moderne Wirtshausschild eine besonders beachtete Stelle ein. Der im staubigen Auto durchfahrende Reisende liest ab, wohin er für ein gutes Glas Wein, für Unterhaltung mit Musik und Tanz, für Unterkunft und für Unterredungen zu lenken habe. Alles Bewegung, Bewegung Sinnbild des Lebens. Kein Feiern! Rastlosigkeit, so unaufhörlich wie die sich drehende oder laufende Beleuchtungsreklame.

Und doch, wer die Augen offen hält, wird auch noch heute in Kleinstadt wie in Großstadt, im romantischen Idyll wie im ruhelosen Wirbel den Sinn alter Gewerbeschilder entdecken. Die Traube, die an der Weinschenke ursprünglich echt in herbstlicher Reife vom Spalierdache herabhing, war das von der Natur geschaffene den Reisenden winkende Abzeichen des Gastwirtes. Die Schilder als Nachbildungen folgten. Der Schmied hängte ein oder zwei Hufeisen als Zeichen seines Handwerkes hinaus. Pferde, die wegematt waren, konnten hier frisch beschlagen, Wagen, deren Randkranz sich lockerte, ausgebessert werden. Für Schusters Rappen sorgte der Schuhmacher, der einen Schuh oder einen Pantoffel vor seine Werkstatt gehängt hatte. Eine Brezel vor dem Bäckerladen lud den Wanderburschen genau so ein wie heute die Schuljugend, sich Semmeln zu kaufen, und das Seifensieden, das bisher noch nicht durch einen abgeschnittenen Zopf ersetzt worden ist, kennzeichnete einst den Bader und ist heute noch überall als Aushängeschild des Haarkünstlers, den man ebenfalls auf Reisen braucht, will man nicht mit stoppligem Kinn einer Schönen begegnen. Der Berliner benennt eine große Hand mit „Handschuhnummer draußen", ein Zeichen, daß er seinen Sinn für Gewerbeschilder bewahrt hat.

Und wenn wir einen deutsch-amerikanischen Schriftsteller zum Schlusse hören wollen, der auf derartige Winke auch während einer Reise geachtet hat, so dürfen wir sagen, daß aus all diesen Vorgängen schließlich die Warenzeichen entstanden sind. Dabei wird betont, daß mit knappen Schwarzweißzeichnungen gerade die Deutschen in letzter Zeit eine in aller Welt anerkannte Bildkraft beweisen. Hier ein Blitz für ein Elektrounternehmen, dort ein Flügel aus Buchstaben zusammengesetzt für eine Musikinstrumentenfabrik und hier ein Auto ebenso aus Buchstaben zusammengesetzt für eine Autofirma. — Es sind dies alles nicht nur Zeichen für ein einzelnes, sondern Zeichen der Zeit.

Blücher

Historische Skizze von Th. Vogel.

Im Niemeyerschen Hause zu Halle an der Saale befand sich in den Tagen vor der Entscheidung das preußische Hauptquartier. Am Vorabend der Schlacht war noch einmal große Beratung und Besprechung der Generäle. Um Gneisenau sind sie alle versammelt: der weißhaarige York, der Graf von Langeron, der Generalleutnant von Sacken, der Fürst Lichtenstein, der General Thielemann, der Oesterreicher Graf Giulay. Sie streiten sich, reden durcheinander, erwägen für und wider. Blücher aber sitzt in der benachbarten Stube auf dem Sofa und raucht beschaulich seine Pfeife, als wenn es Frieden wäre und er daheim auf seinem Gut säße. Endlich fällt es den Generälen auf, daß der Feldmarschall nicht unter ihnen weilt. Gneisenau erhebt sich, geht in das Nebenzimmer zu dem alten Haudegen und bittet ihn, doch zum Kriegsrat zu kommen.

„Wenn es denn sein muß, in Gottes Namen!" brummt Blücher, reckt sich schwerfällig und tritt zu seinen Korpsführern.

„Nu, Ihr Herren Schriftgelehrten, was habt Ihr Gutes ausgeheckt?" fragt er mehr gelassen als neugierig und schaut unter buschigen Augenbrauen seine Generäle durchdringend an.

Dann läßt er sichs auseinandersetzen, hört aufmerksam zu und erwidert schließlich, indem er die vorgelegten Pläne und Karten mit harter Faust zur Seite schiebt:

„Das mag wohl das Rechte sein; aber ich kann von dem allen nichts brauchen; wenn ich mit meinen Jungens auf das champ de bataille komme, werde ich schon sehen, was zu tun ist . . ."

Und zündet sich gemächlich seine unterdes ausgegangene Pfeife wieder an.

Darauf unterschreibt er zwar den ihm von Gneisenau vorgelegten Tagesbefehl, aber am nächsten Tage, den 16. Oktober 1813, früh morgens steht er mit seinen Jungens vor Möckern, wirft alle kluge Voraussicht über den Haufen und entreißt Napoleon den bei Wachau fast schon errungenen Sieg.

Heiteres Alt-England

Von E. Hesse-Münchcn.

Wenn wir uns auch nicht mit Unrecht England als ein Land ohne große Schwankungen — im Klima sowohl als auch im Herkommen — und den gebildeten Engländer als einen etwas nüchternen und zugeknöpften „gentleman" vorstellen, so dürfen wir es doch der sonst so wohlgehüteten englischen Tradition und Ernsthaftigkeit nicht übelnehmen, wenn sie — durch einige ungewöhnliche „Ausfälligkeiten" unserer wacker verteidigten Schulmeinung gelegentlich ein paar boshafte, aber sanfte Stöße versetzen. Wie solche selbst an der altehrwürdigen Universität zu Cambridge ausgeteilt wurden, davon erzählen die folgenden Zeilen.

Als Anno 1284 einmal ein Streit zwischen den Zöglingen und den frommen Vätern des Hospitals Sancti Johannis ausgebrochen war und es selbst den Bemühungen Seiner Hochehrwürden, des Herrn Bischofs zu Ely nicht gelang, den gestörten Hausfrieden wieder herzustellen, beschlossen eine Anzahl der selbstbewußtesten „Baccalaurei" die alte Lehr- und Arbeitsstätte zu verlassen und sich aus eigenen Kräften eine neue Heimstätte zu schaffen; so gründeten sie damals das Peterhouse College. (College; hier soviel wie „studentisches Internat".) Die erzürnten Väter glaubten diese Eigenmächtigkeit nicht ungesühnt hingehen lassen zu dürfen, zumal der Auszug ihre Einkünfte an Lehrgeld und fetten Bauernkuchen um ein Beträchtliches verkürzte und dazu nun gar noch eine selbsterzogene Konkurrenz zu befürchten stand. Sie erwirkten schließlich ein Gebot, nach dem die Abtrünnigen „von nun an" auf unbegrenzte Zeit dem Muttercollege eine jährliche Buße von 20 Schillingen zu zahlen hätten. — — — Heute noch, da hunderttausend Posten durch das Hauptbuch des St. Johns College — des ehemaligen Hospitals des Heiligen Johannes — gehen, kann man auf der Seite des „Haben" die Bemerkung finden, daß Peterhouse College laut Festsetzung im Jahre 1284 dem St. Johns College ein Pfund Sterling überwiesen hat.

Da, wo heute die 200 Meter lange Verbindungsstraße zwischen Christs College und dem Marktplatz verläuft, hatte sich im 16. Jahrhundert der Armbrustschießplatz für die Studenten befunden. Der Armbrustsport war in den folgenden Jahrhunderten aber eingeschlafen, und an die Stelle des alten Schießplatzes war eine doppelte Häuserreihe getreten. Die über ihre Privilegien scharf wachende Collegegemeinschaft hatte sich damals natürlich gegen den Bau gewehrt und, da sie ihn nicht hindern konnte, sich wenigstens einige Rechte neu verbriefen lassen. Es war nun im Anfange dieses Jahrhunderts, daß ein etwas wunderlicher alter Kauz, — vormaliger „Christsman" — eine Summe aussetzte, um den „zu Unrecht vernachlässigten Armbrustsport" wieder zu beleben. Man suchte nach einem geeigneten Uebungsfeld, aber zunächst vergebens. An Stelle dessen fand sich jedoch eine alte Urkunde, auf der zu lesen stand, daß es den Studenten aus Christs College, „sofern sie das Armbrustschießen ernsthaft betreiben und den erforderlichen Anzug dazu anlegen wollten" gestattet sei, „an Sonntagen zwischen 10 und 12 Uhr die Petty Cury (so heißt eine Straße) „zwecks Ausübung dieses so heilsamen Sports" abzusperren, und niemand sie daran hindern dürfe. Brief und Siegel gelten noch heute, so ließ man sich die Möglichkeit eines guten Spaßes nicht entgehen. Eines schönen Sonntags zwischen 10 und 12 Uhr sahen sich die Kirchengänger sowie die hohe Polizei ganz unerwartet von der Petty Cury ausgesperrt, da dort ein längst vergessener Sport wieder einmal probiert wurde.

Nun noch etwas anderes: In Cambridge muß seit altersher jeder Student bei feierlichen Gelegenheiten, während der Vorlesungen, der gemeinsamen Abendmahlzeiten und an jedem Abend nach Eintritt der Dunkelheit außerhalb der Collegebezirke den sogenannten „academical dress" tragen, das ist ein aus einem blauen oder schwarzen Talar und einer eigentlich unbeschreiblichen, einem Ulanenhelm ähnlichen schwarzen Kappe bestehender Anzug. Diese Tracht gibt dem ganzen offiziellen Universitäts- und Collegeleben eine durchaus ernsthafte Feierlichkeit und soll ihren Träger außerdem immerfort daran erinnern, auf seine Haltung und sein Benehmen acht zu haben. —

Um die Einhaltung dieses abendlichen „Uniformgebotes" in der Stadt bemüht sich eine Art akademischer Polizei, — genannt: Proctors, — die aus einem Professor — meist Theologen — und zwei Dienern: „Bulldogs" (natürlich Studentensprache) geheißen — besteht; die letzteren stets respektgebietend mit Gehrock und Zylinder angetan. Die „Bulldogs" sind gewissermaßen der akademische Arm der Justiz, der einen eventuell entfliehenden Musensohn wieder einzufangen hat, was — nebenbei bemerkt — bei der vorzüglichen „sportsmanship" des englischen Studenten keineswegs einfach ist. Hat einen dieserart unvorschriftsmäßig bekleideten Studenten aber doch einmal das Schicksal ereilt, so muß er sein Säckel um die traditionellen 6 Schillings 8 Pence erleichtern. — Nun gibt es 2 Stellen gepflasterten Bodens in Cambridge, die nicht innerhalb von Collegeumauern gelegen sind, auf die sich aber die Gewalt der Proctoren trotzdem nicht erstreckt, da sie sich im Besitze zweier Colleges befinden. Die eine besteht aus einer breiten Freitreppe, und die andere aus einem 4 Meter langem Wegstück, beide unmittelbar vor den Toren der betreffenden Colleges. Erklärlicherweise ist eine dieser „öffentlichen Freistellen" immer das Zufluchtsziel eines von den Proctoren bedrängten Studiosus, wenn die strategische Lage ein Entkommen in dunklere Hintergründe unmöglich machen sollte. Der Gram über einen entwichenen Sträfling nagt natürlich an der Amtsehre eines wackeren „Bullers", zumal dann, wenn ihn nur eine Armeslänge und die durch jahrhundertelanges Herkommen geheiligte Unantastbarkeit der „Frei"-Treppe oder des Wegstücks von dem Ausreißer trennen. — Unlängst ereignete sich nun einmal folgende Geschichte:

Ein nicht der Ordnung nach bekleideter „undergrad" (Abkürzung für „undergraduate", Student vor Erwerbung eines akademischen Grades) hatte eines Nachts, nach glücklich überstandener Hetzjagd jene bewußte Treppe erreicht; eine halbe Minute darauf war auch schnaubend und schwitzend der verfolgende „Bulldog" an ihrem Fuß angelangt. Der erboste Zylindermann faßte nun den Entschluß, seinem Opfer hier aufzulauern, bis es, entweder nach kurzer Rast seine Flucht fortsetzen oder aber zur freiwilligen Ergebung gezwungen sein würde; dieser Fall mußte nach seiner Berechnung bis spätestens um 12 Uhr eingetreten sein, da sich von diesem Zeitpunkte an jeder Student in seinem College zu befinden hat. Die Belagerung konnte somit höchstens 1 Stunde noch dauern, da es von der großen Marien-Kirche gerade 11 schlug. Mein „Buller" nimmt unterdes dicht neben der Treppe auf einem Bordstein Platz, während das Subjekt seines Wartens, an die geschlossene Tür gelehnt, seine Tabakspfeife entzündet. Langsam verrinnen die Viertelstunden; es schlägt einviertel, dann einhalb, sogar dreiviertel 12, ohne daß sich die Situation im geringsten verändert. Die dunkle Gestalt hebt sich noch immer vom helleren Holz des Hintergrundes ab; auch die Pfeife glimmt noch. Die gelangweilte Autorität beginnt zu frohlocken; in wenigen Minuten muß sich der Belagerte ergeben. — 3 Minuten, 2 Minuten, 1 Minute vor 12, — der Proctor steht sprungbereit; — da! — öffnet sich auf einmal die schwere Eichentür, und — mit leichter Verbeugung verschwindet der Sünder ungestraft in seinem College.

Das heitere Alt-England lebt noch immer, in dem die Zaubermacht des Herkommens manchmal noch stärker ist, als die Forderungen modernen Verkehrs oder akademischer Gesetze. — Aber warum sollte man auch den Scherz mit den Privilegien vergangener Zeiten verbieten, der doch auch einer von der ewigen Lebensquellen ist, nämlich: der harmlosen Freude.

Der Tandelmarkt in Wien

Von Käthe Braun-Prager.

Seit meiner frühesten Kindheit hat der Tandelmarkt für mich etwas Ungewöhnliches. Als ich noch ein ganz kleines Mädchen war, meinte ich, daß man hier besser beten und ehrfürchtiger sein konnte, als in einem Gotteshaus, denn in den dunklen, ins Grenzenlose führenden Gängen roch es wie nach Weihrauch und Angst. In den hohen, finsteren Gewölben allein gelassen zu werden, vielleicht gar über Nacht, mußte furchtbar sein. Ich träumte oft davon und von den vielen, vielen Dingen, die dort, wie es mir vorkam, in Kapellen aufbewahrt waren, in denen abends Kerzen brannten. Es war schauerlich und schön, damals mit meiner Mutter einen alten Gegenstand zu erstehen und unbemerkt sich in den geheimnisvollen Gängen zu verlieren nur für Augenblicke allerdings. Der Tandelmarkt und die unserem Hause nahe gelegene Totenkammer der Servitenkirche, wo den ganzen Tag die schwarzen Kisten die engen Stufen aufwärtsgetragen wurden, wo hinter vergitterten Fenstern die großen silbernen Giradolen flammten, diese Stätten zogen mich immer wieder mit magnetischer Kraft an. Und auch heute noch; wenn ich, nun schon mit meinem Kinde, in diese Gegend meiner Kindheit komme, kann ich mich derselben Gefühle schwer erwehren.

Nun ist der Tandelmarkt modern geworden, die ehemals kleinen Kapellen, vielleicht waren sie es nie, sind nicht mehr. Eine große, weite Halle, ähnlich einer Markthalle, nur von allen vier Seiten offen und zugänglich, ist unter einem großen Dach geborgen; wie in einem Warenhaus sind die einzelnen Stände verteilt, deren Besitzer selten zu sehen sind. Man geht nun durch diese Gassen von altem Möbel, durch Gassen gebrauchter Schränke und Schreibtische, verstaubter Ledergarnituren, mit weißen Porzellannägeln, von Bücherregalen und Kinderwagen, von Waschkörben und Trögen, von Rumpeln und Badewannen, alter Wäsche und ausgedienter Soldatenuniformen, deren Metallknöpfe wie Zähne in einem ausgebleichten Totenschädel grinsen, durch Gassen alter ausgetretener Schuhe aller Größen und aller Farben durch Gassen von Büchern, Noten und wertlosen Alteisengegenständen. — Hat man endlich das Gesuchte gefunden und wendet man sich an den Verkäufer, meldet sich ein mürrischer Mensch, sagt mit bösem Gesicht einen Preis und tut so, als ob er beleidigt wäre, daß man nach seiner Ware Verlangen trage. Wenn man sich aber mit gespielter Gleichgültigkeit von ihm abwendet, um sich in die Schätze des Nachbarstandes zu vertiefen, ruft er einen zurück, wird liebenswürdig und die Verhandlung ist eingeleitet. Wohl kann er seinen Hochmut nicht lassen, denn die Tandelmarktständler sind erbeingesessen und haben ein gewisses Standesbewußtsein und einen uns heiter anmutenden Adelsstolz.

Besonders anziehend sind die Stände der alten Musikinstrumente. Ein weißhaariger Mann mit feinem Gesicht legt Geigen und Mandolinen vor, drückt eine dunkle Viola an sein Schlüsselbein und spielt ein paar Töne. Er will ja nur zeigen, was für einen schönen Klang dieses alte Saiteninstrument hat und weiß nicht, wie ergreifend er aussieht und wie merkwürdig aus der Ferne diese Töne kamen. Nichts als Dreiklänge und Doppelgriffe über D- und G-Saite, aber es wirkte erschütternd, wie jeder alte Mensch, der Musik macht. Das Alter und die Musik gehören metaphysisch zusammen, weil wir ja den Glauben an die Sphären-Musik nicht verloren haben.

Bewegt trete ich aus den dunklen Gängen des Tandelmarktes hinaus, gehe über die Straße, wo die Rossauerkaserne ihre rote Backsteinzeile bis zur Donau und um die Ecke herum weiter über den Kai ausdehnt.

Ich stehe auf der Augartenbrücke und schaue in das träge fließende grüne Wasser, das noch den ganzen Zauber der Kindheit ausströmt; lange und liebevoll geht mein Blick mit den Wellen mit. Ich wende mich um, und ich sehe das geliebte Kahlengebirge die Stadt sanft begrenzen. Hinter der waldigen Kette ist die Sonne untergegangen; rote Schäferwölkchen fließen am weißblauen Himmelsgrund zusammen und spiegeln sich zart widerstrahlend im schon rosa schimmernden, geliebten Fluß meiner Heimat.

Napoleon und Romeuf

Eines Morgens musterte Napoleon ein Gardechasseur-Bataillon, das Dienst im Schlosse hatte.

Plötzlich blieb er vor einem alten Soldaten stehen, sah in mehrere Male von Kopf bis zu Fuß an und sagte dann, wie unwillig, zu ihm: „Romeuf, wo hast Du das Kreuz, das ich Dir gegeben habe?"

„Sire!" antwortete der Soldat, „auf dem Rocke konnte ichs nicht mehr befestigen; ein Kaiserlicher hat es mir bei Eßlingen, wo Ihnen der Hut abfiel, in Stücke gehauen; die trage ich nun eingewickelt in der Tasche." Er nahm ein kleines Päckchen hervor und gab es dem Kaiser.

Napoleon besah die Splitter des Kreuzes.

„Höre, Romeuf; ich will mit Dir tauschen; laß Du mir diese Stücke, ich gebe Dir mein Kreuz!"

Der Soldat schwieg und Napoleon mußte ihn zur Antwort auffordern.

„Sire!" sprach der Chasseur, „weil Sie es so wollen, muß ich es wohl zugeben, aber, bitte, verlieren Sie die Stücke meines Kreuzes nicht."

„Also hältst Du so viel von diesen Brocken?" erwiderte der Kaiser mit einer Miene, welche die Absicht verriet, den alten Soldaten etwas durch Spott zu reizen, und warf dabei das Päckchen spielend aus einer Hand in die andere.

„Halten zu Gnaden, Sire!" rief Romeuf hastig, „diese Stücke haben großen Wert für mich; ich werde sie wieder zusammensetzen lassen."

„Nun, nun," beruhigte Napoleon den Aufgeregten, „hier hast Du Dein zerbrochenes Kreuz. Nimm meins dazu. Du verdienst zwei." Lächelnd ging der Kaiser davon und sagte zu seiner Umgebung: „Wir sind zwei alte Bekannte, Romeuf und ich, meine Herren! Er ist nur ein wenig empfindlich."

Der Chef des Dorfes in Podolien USSR.

Dieses charakteristische Stimmungsbild, das uns soeben von Herwarth Walden zugeht, der eine größere Reise durch die verschiedenen Staaten der Sowjets unternimmt, hat neben einer feuilletonistischen auch anläßlich der letzten politische Ereignisse eine besondere aktuelle politische Note.

Manövergelände. Am Rande, unweit des Dorfes, versammeln sich hunderte von Pferden der Kavallerie der USSR. zur Ruhe. Die Flugzeuge russischer Konstruktion sind in den Zelthallen geborgen. Das Lager leuchtet unter der weißen Abendsonne der weiten ukrainischen Ebene. Soldaten der Roten Armee ziehen truppweise in die umliegenden Dörfer. Nach den Dienststunden sind sie frei und gehen ohne Urlaubsschein, wohin sie wollen. Alle Aviatiker aber mit Kommandeur und Orchester begeben sich geschlossen in das westliche Dorf. Hundertfünfzig Gehöfte. Zweitausend Einwohner. Mit Krankenhaus, Schule, Mutterschutz und Säuglingsheim. Die Behörde, der Dorfsowjet, hat zwei einfache, aber auffallend saubere Zimmer in einem Holzhaus. Das behördliche Material, Akten und Archiv, in einer Truhe. Zwei Stühle, eine lange Bank und ein großer Tisch. Hinter ihn „Krassni Ugolok", der rote Winkel, der sich in jeder Behörde der USSR. findet. Hauptsächlich Bilder von Lenin und den führenden Männern der Republik. Alles umkränzt mit Blumen und Fähnchen. An den übrigen Wänden Verordnungen. Keine Verbote, sondern Mitteilungen, wo und wie man am schnellsten und einfachsten Auskunft, Rat und Hilfe in den Angelegenheiten des täglichen Lebens bekommt. Im zweiten Zimmer des Sowjets sitzt der Sekretär der Organisation zur gegenseitigen Hilfe der Bauernschaft. Beitrag monatlich 50 Kopeken. Von diesen Beiträgen werden landwirtschaftliche Bedarfsartikel angeschafft, die der einzelne sich nicht leisten kann. Ein Sowjet wird von den Bewohnern des Dorfes gewählt. Der Sowjet wählt aus sich heraus eine ausführende Behörde, die die eigentliche und tatsächliche Ver-